

Jan Brokken

*Sibirische Sommer  
mit Dostojewski*

Roman

*Aus dem Niederländischen  
von Helga van Beuningen*

Kiepenheuer & Witsch



Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC®-N001512

1. Auflage 2018

Titel der Originalausgabe: *De Kozakkentuin*

© 2015 Jan Brokken, Die Originalausgabe erschien unter dem Titel  
»De Kozakkentuin« bei Uitgeverij Atlas Contact, Amsterdam/Antwerpen  
All rights reserved

Aus dem Niederländischen von Helga van Beuningen

© 2018, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche

Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung  
elektronischer Systeme verarbeitet,  
vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Rudolf Linn, Köln

Umschlagmotiv: © Archip Iwanowitsch Kuindschi.

»Birkenhain«, 1879. © akg-images

Autorenfoto: © Jelmer de Haas

Gesetzt aus der DTL Haarlemmer

Satz: Felder KölnBerlin

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-462-04996-1

## *Die Verschwörung*

ALS ICH IHN ZUM ERSTEN MAL SAH, stand er in einem weißen Totenhemd vor dem Exekutionskommando. Er: ein Mann von annähernd dreißig Jahren, der sich auf den Tod vorbereitete und das silberne Kreuz küsste, das ihm der Priester hinhielt. Ich: ein neugieriger Jüngling, der sich aus sicherer Entfernung ansah, was Unrecht war.

Ich hatte schulfrei. 1849 war das Jahr der Cholera; in Sankt Petersburg starben die Menschen wie die Fliegen. Wegen der Ansteckungsgefahr war unser Lyzeum bereits vor dem September geschlossen worden. Ich wohnte bei einem Onkel und lungerte monatelang nur herum.

Die Schulleitung empfahl uns im Dezember, zu unseren Familien zurückzukehren und die Feiertage dort zu verbringen. Außerhalb der Stadt fielen der Krankheit weniger Menschen zum Opfer, und ich erwog, nach Terpilitsy zu reisen. Das Gut lag nur siebenzig Werst von Petersburg entfernt und war an einem Tag zu erreichen. Schwere Schneefälle hatte es noch nicht gegeben; die Straße würde passierbar sein, es war zu schaffen, doch ich lungerte weiter bei meinem Onkel, Baron Nikolai Korf,<sup>1</sup> herum, der ein kleines Holzhaus an der Ecke Li-

teiny Prospekt und Kirotschnajastraße bewohnte. Wenn man siebzehn ist, kümmert man sich nicht um seine Familie und findet die Stadt sehr viel aufregender als das Land, zumal im Winter. Im Übrigen waren es sogar noch drei Monate bis zu meinem siebzehnten Geburtstag,<sup>2</sup> aber ich fühlte mich schon wie ein ganzer Kerl und war außerdem für mein Alter auffallend groß. Ach, ich wäre Weihnachten schon gern zu Hause gewesen, hätte ich nicht ganz genau gewusst, dass mein Vater mir nur Vorhaltungen machen würde. Er hielt sehr auf Zucht und Ordnung und vertrat die Ansicht, »unsereins« müsste für andere in allem ein Vorbild sein.

Ich war von Adel. Natürlich, sonst kam man nicht auf das Kaiserliche Lyzeum, aber ich entstammte nicht dem Hochadel und außerdem nur einem ausländischen, dem deutschen und schwedischen. Die von Wrangels besaßen Güter in den Provinzen Estland, Lettland und Groß-Petersburg und gehörten zu den deutschbaltischen Baronen, die in Russland nicht sehr beliebt waren, aber dennoch sehr gefragt für den Staatsdienst. Deutschbalten galten als arbeitsam und zuverlässig, was ich, was meine Person betraf, bezweifelte. Ich fühlte mich so sehr als Petersburger wie ein Pflasterstein auf dem Newski Prospekt, und um ehrlich zu sein: Ich faulenzte gern.

Mit meinem Onkel kam ich besser aus als mit meinem Vater. Dass Onkel Nikolai ein wichtiges Amt im Dienste des Zaren innehatte, war in seinem Gesicht nicht zu lesen und seiner Stimme nicht anzuhören. Für einen General – er war Kommandant der militär-agrarischen Siedlungen – sprach er leise. Er errötete schnell, während er eine unterhaltsame Geschichte nach der anderen zum Besten gab. Am meisten gefiel mir an ihm, dass er nicht ständig darauf herumritt, ich müsse »ein Mann« werden,

wie mein Vater, der unter »einem Mann« eher einen gehorsamen Kommisshengst verstand als einen Entdeckungsreisenden.

Am Morgen des zweiundzwanzigsten Dezember war ich gegen acht Uhr aufgestanden. Für meinen Vater wäre diese Zeit ein Beweis für meinen laschen Charakter gewesen, doch mein Onkel fand sie völlig normal – schließlich hatte ich Ferien. Wenn er mich zu etwas ermunterte, dann dazu, meine Jugend zu genießen. »Alexander Jegorowitsch«, sagte er immer wieder, »koste es aus. Freiheit ist wie ein Ballon, ehe du dich versiehst, sticht jemand ein Loch hinein.«

Als ich die Vorhänge in meinem Zimmer aufzog, sah ich eine lange Reihe von Kutschschlitten vorbeigleiten, jeder von zwei Pferden gezogen. Ich fand das nicht weiter bemerkenswert, in solchen Kutschen wurden Ballettelevens von der Theaterschule befördert oder Schülerinnen vom Smolny-Institut, der Schule, an der adlige Mädchen zu Hofdamen erzogen wurden und die nicht weit vom Haus meines Onkels entfernt lag. Die Reihe war nur erstaunlich lang: Ich zählte zwölf, dreizehn, vierzehn, fünfzehn Kutschen. Sie kamen über die Newa-Brücke und setzten ihren Weg über den breiten Liteiny in Richtung Newski Prospekt fort.

Ich verlor mich erst dann in Mutmaßungen, als ich auf beiden Straßenseiten Gendarmen bemerkte, hoch zu Ross und mit blankem Säbel. Im selben Augenblick trat mein Onkel Wladimir ins Zimmer, der jüngste Bruder meines Vaters. Er berichtete aufgeregt, dass die zum Tode Verurteilten aus dem Zirkel um Petraschewski zum Exekutionsgelände des Semjonowski-Regiments gebracht würden und dass ihr letztes Stündlein geschlagen habe.

Petraschewski beschäftigte uns schon seit Monaten. Im April 1849 – ich war gerade sechzehn geworden und in die dritte Klasse des Lyzeums versetzt worden – erfuhren wir, dass die Geheimpolizei eine Verschwörung aufgedeckt hatte. Etwa dreißig junge Männer aus dem Zirkel des utopischen Sozialisten Petraschewski waren festgenommen worden. Unter ihnen befanden sich verschiedene ehemalige Schüler unseres Lyzeums, allen voran Nikolai Speschnjew, der als »der Terrorist« der Gruppe in die Geschichte eingehen sollte, und ferner Alexander Jewropejus und Nikolai Kaschkin. Auch der Anführer der Bewegung, Michail Butaschewitsch-Petraschewski, war ein ehemaliger Schüler unserer Schule. Ich kannte sie alle von Begegnungen im Freundeskreis. Sie kamen häufig ins Lyzeum, um ihre ehemaligen jüngeren Kameraden zu besuchen.

Unser Kaiserliches Lyzeum war bei den Behörden nicht allzu gut angeschrieben. Zar Nikolaus zufolge herrschte an ihm »ein böser Geist«. Die Schule war von seinem Vater gegründet worden, hieß Kaiserliches Alexander-Lyzeum und war in einem Flügel des Katharinenpalastes in Zarskoje Selo untergebracht. Seit dem Umzug in ein modernes Gebäude am Kamennooostrowski Prospekt in Petersburg glaubte Zar Nikolaus, dass das Lyzeum einen schlechten Einfluss auf die Stadt ausübe und die Stadt auf das Lyzeum.

Es stimmte schon, liberales Gedankengut blieb bei den Schülern eher hängen als die Konjugationen lateinischer Verben. Genauso wenig ließ sich leugnen, dass wir die politischen und sozialen Bewegungen in der Stadt genauestens verfolgten, auch wenn wir uns häufig eitlem Geschwätz und hochtrabender Wichtigtuerei hingaben. Ich vermute, dass die Behörden uns zu wichtig nahmen.

Der Argwohn des Zaren muss sich bereits früher gezeigt haben, im Dezember 1825, als der rechtschaffene Teil des Adels gegen die Autokratie rebellierte. Der berühmteste Schüler unseres Lyzeums, Alexander Puschkin, sympathisierte offen mit den Dekabristen.<sup>3</sup> Der Zar, dessen Herrschaft mit der blutigen Niederschlagung dieser Rebellion begann, hegte sein ganzes Leben lang Argwohn gegen alles, was jung und leidenschaftlich war. Für Nikolaus bestand kein Zweifel daran, dass aus unserem Lyzeum ebenso viele Unruhestifter hervorgingen wie verlässliche Staatsdiener. Noch 1853, als ich meinen Abschluss machte, war es verboten, in der Schule das Wort »Dekabrist« zu erwähnen. Alles, was mit Dezember zu tun hatte, riss alte Wunden beim Zaren auf.

Ganz unbegründet war sein Misstrauen möglicherweise nicht. Man würde erwarten, dass Kinder von Fürsten, Marquis und Grafen für die Erhaltung der bestehenden Ordnung waren, doch das Gegenteil traf zu. Bei der Schulleitung war es kaum anders. Der Inspektor unserer Schule, Oberst Miller, war ein enger Verwandter von Nikolai Kaschkin, eine der zentralen Figuren im Zirkel um Petraschewski. Von den ehemaligen Schülern war Petraschewski auf dem besten Wege, genauso populär zu werden wie Puschkin. Unser Lyzeum geriet in schweren Verdacht.

Kurz nach der Festnahme der Verschwörer hörten wir eines schönen Morgens im Mai, als wir um sechs Uhr aufstanden, Trommelwirbel vor unseren Schlafräumen. Unsere Tutoren erklärten uns, das gehe auf einen Befehl des Zaren zurück. In Zukunft sollten wir militärisch gedrillt werden. Unteroffizieren des Grenadiergarderegiments wurde die Aufgabe zugeteilt, uns Zucht und Ordnung beizubringen. Ihre Kaserne grenzte genau an unseren

Park. Schon bald wurde für jede Klasse dem jeweiligen Mentor ein Gardeoffizier an die Seite gestellt, und es gab täglich Unterricht im Marschieren und Exerzieren.

Die Offiziere begannen, unsere Lektüre streng zu überwachen. Sie beschlagnahmten sämtliche von zu Hause mitgebrachten Bücher und verboten alle Zeitungen. Die Mentoren öffneten sogar unsere Briefe, speziell jene aus dem Ausland. Nur Herr Pletz, ein sanftmütiger Mentor und hochgebildeter, humaner Deutscher, der an der Universität Heidelberg studiert hatte, riet uns mit kryptischen Worten, »freie Gedichte« und Bücher »jener Liberalen« zu verstecken. Sobald wir eingeschlafen waren, durchsuchte ein Gendarmerieoffizier alle Pulte. Ich hatte nichts Anstößiges in meinem Besitz, abgesehen von einigen Puschkin-Gedichten, die ich aus einer Zeitschrift abgeschrieben hatte, doch selbst die hatte ich unter meiner Strohmattatze versteckt. Die Durchsuchung lief für alle Klassen gut ab.

Die Festnahme des Petraschewski-Zirkels passte in das überhitzte Klima jener Tage. Jeder Protest sollte im Keim erstickt werden. Zar Nikolaus und alle, die ihn unterstützten und ihm mit Rat und Tat zur Seite standen, fürchteten, dass die revolutionäre Bewegung von 1848 auf Russland übergreifen würde. Am Lyzeum waren wir anfangs auf Mutmaßungen angewiesen, was genau geschehen war. Die Nachrichten aus Paris, Berlin und Wien brauchten lange bis nach Petersburg, und aus den zensurierten Zeitungen drang nur dann und wann ein Rauchschleier zu uns, der wenig über das Ausmaß des Feuers verriet.

Mir ist aber noch sehr gegenwärtig, dass in jenen Tagen allein schon das Wort »Revolution« jeden durcheinanderbrachte, gleichgültig ob Groß oder Klein. Eines Tages sah



ich, wie mein Vater meinem Onkel heimlich etwas ins Ohr flüsterte. Ich fing »Frankreich« auf, »Revolution«, »Louis-Philippe«, »Flucht« und fragte: »Worüber redet ihr?« Nachdem ich meinem Vater hatte versprechen müssen, dass ich den Mund halten würde, erzählte er vom Umsturz in Paris, der Flucht des Königs und der revolutionären Bewegung in Deutschland. »Aber in Gottes Namen, schweig darüber ... du musst wissen, in Petersburg haben die Wände Ohren. Es gibt bereits Gerüchte, wonach sich unter euch jungen Leuten ein politischer Zirkel gebildet hat ...«

Das war der Kreis um Michail Butaschewitsch-Petraschewski.

Petraschewski hatte unser Lyzeum zehn Jahre zuvor verlassen. Bereits während seines Studiums der Rechte hatte er sich der Politik verschrieben. Er empfing freitagsabends bei sich zu Hause, setzte seinen Gesprächspartnern exzellente Mahlzeiten vor (seine Gegner waren der Ansicht, dass sich der Erfolg der utopistischen Bewegung der reich gedeckten Tafel verdanke), legte seine Gedanken dar und bat die Anwesenden, eine Geschichte oder einen Artikel vorzulesen, in dem soziale Ungerechtigkeit oder Ausbeutung angeprangert wurden.

Nach seinem Studium arbeitete Petraschewski im Außenministerium als Übersetzer. Durch diesen Posten und seine Sprachkenntnisse war er schneller und besser über die politischen Entwicklungen in Paris und Berlin im Bilde als die meisten anderen jungen Männer in Petersburg. Inzwischen legte er sich eine Sammlung von Büchern zu, die seine progressiven Bekannten ausleihen durften. Seine Bibliothek wirkte wie ein Sprengsatz in der Stadt.

Petraschewski trug seine Ideen gern auch mündlich vor. Er war ein unglaublicher Schwätzer. Seine Steckenpferde

waren die Abschaffung der Leibeigenschaft und die Einführung der parlamentarischen Demokratie. Nicht weiter verwunderlich, wir jungen Leute waren in jenen turbulenten Jahren alle dafür; es ging nur um die Frage, ob wir der zaristischen Alleinherrschaft mit oder ohne Gewalt ein Ende machen sollten.

Ich reagierte ungläubig, als sich das Gerücht verbreitete, dass auch Fjodor Dostojewski zu den Verhafteten gehörte und in der Peter-und-Paul-Festung festgesetzt worden war. Ich hatte vor Kurzem zwei Erzählungen<sup>4</sup> von ihm gelesen, *Arme Leute* und *Njetotschka Neswanowa*. Die Rezensenten jubelten über *Arme Leute* und sagten dem jungen Autor eine große Zukunft voraus; ich selbst war hell begeistert aufgrund der widersprüchlichen Leidenschaften des verstoßenen Mädchens Njetotschka. Wirklich rebellisch waren diese Erzählungen nicht, obwohl die Art und Weise, wie Dostojewski ganz oder teilweise Heruntergekommene beschrieb, die nur auf Ansehen, Macht, Flitter und irdische Reichtümer aus waren, einen beunruhigenden Blick verriet.

Anfänglich konnte niemand in der Stadt mit Sicherheit sagen, welchen Dostojewski man aus dem Schlaf gerissen und verhaftet hatte. In ein und derselben Nacht waren sowohl Fjodor als auch sein jüngerer Bruder Andrej festgenommen und ins Hauptquartier der Dritten Abteilung gebracht worden, der Geheimpolizei. Andrej, der am Institut für Bauingenieurwesen studierte, hatte nie an den Zusammenkünften bei Petraschewski teilgenommen. Von einem Onkel meines Vaters, der seine Informationen aus verlässlichen Quellen bezog, erfuhr ich, dass man Andrej vermutlich mit dem ältesten der Dostojewski-Brüder, mit Michail, verwechselt hatte, der aktiv an den Zusammenkünften der Gruppe teilgenommen hatte, sowohl an

den großen freitäglichen Treffen als auch an denen der Untergruppen.

Andrej verlegte sich einstweilen aufs Schweigen, damit sein ältester Bruder, der verheiratet war und die Sorge für drei Kinder trug, die nötigen Schritte unternehmen konnte, um seine Familie in Sicherheit zu bringen. Erst zwei Wochen später kam die Verwechslung ans Licht: Andrej dachte, dass mit Butaschewitsch-Petraschewski zwei Männer gemeint waren. Als die Befrager das merkten, ließen sie ihn laufen und verhafteten seinen ältesten Bruder.

Michail Dostojewski hatte verbotene Bücher aus Butaschewitsch-Petraschewskis Bibliothek entliehen. Darüber hinaus konnte ihm nichts Strafbares zur Last gelegt werden. Nach acht Wochen kam er wieder auf freien Fuß.

Nein, wen es voll traf, war der Schriftsteller Dostojewski: Fjodor Michailowitsch.

Ich war entsetzt, als ich acht Monate später hörte, er sei zusammen mit mehreren seiner Kameraden zum Tode verurteilt worden. Jeder rechtschaffene Mensch wunderte sich über die Unerbittlichkeit des Urteils. Der Kriegsrat verurteilte ihn zur Kugel, ersuchte den Zaren jedoch um Gnade. Das lehnte dieser ab. Für Nikolaus war kein Mittel zu hart, um dem Zustrom revolutionärer Ideen aus dem Westen Einhalt zu gebieten.

Fjodor Dostojewski bekam die Höchststrafe für das Verlesen eines Briefes von Belinski an Gogol bei einem der Treffen im Hause Petraschewski. Welcher Irrsinn: Das Verlesen eines Briefes eines unserer bekanntesten Literaturkritiker – Belinski – in kleiner Runde an einen unserer größten Schriftsteller – Gogol – war Grund für eine gerichtlich angeordnete Hinrichtung. Und noch verrückter: Belinski war ein Jahr zuvor gestorben, und Gogol hatte es sich bei seinen Lesern verscherzt, weil er Dinge, die er

einst verspottet hatte, jetzt begrüßte. Auf einmal war Gogol für die Kirche, für den Staat, für die Leibeigenschaft und für die Autokratie. Belinski hatte ihm in einem seiner letzten Briefe vorgeworfen, er verteidige allmählich alles, was in Russland verrottet, rückständig, barbarisch, tyrannisch und korrupt sei.

Jeder in der Stadt, der die Literatur auch nur ein wenig verfolgte, konnte wissen, dass Gogol dabei war, verrückt zu werden. Ich vermute, dass Dostojewski durch das Verlesen von Belinskis Brief in erster Linie dies hatte aufzeigen wollen, und zwar nicht aus Häme, sondern aus Enttäuschung. Er hatte immer viel von Gogol gehalten – anstatt aus seinem eigenen Werk vorzulesen, trug er bei literarischen Soireen ganze Passagen aus *Tote Seelen* vor, meist vor Lachen glucksend. In seinem Bestreben aufzuzeigen, dass es mit Gogols Humor vorbei war, unterschätzte Dostojewski jedoch die politischen Implikationen.

Später hat er mir erzählt, dass er Petraschewskis extreme Ideen keineswegs geteilt habe und gegen das gewaltsame Erzwingen einer Verfassung gewesen sei. Ich muss allerdings sofort anfügen, dass Dostojewski von Gewalt fasziniert war, sowohl von sinnloser Gewalt als auch von organisierter und politisch gefärbter, wie sie im Terrorismus Gestalt annahm. Gut möglich, dass ihn diese Neugier zu Petraschewski geführt hatte, obwohl er auch von Anfang an Bedenken gegen ihn hatte. Als ihm später bewusst wurde, was Gewalt eigentlich bedeutete, schämte er sich möglicherweise für seine damaligen Ideen.

Petraschewski war überzeugter Atheist und machte Glauben und Gläubige gern lächerlich. In Frauenkleidern besuchte er einen Gottesdienst in der Isaaskathedrale. Er entzündete Kerzen, kicherte, provozierte. Dostojewski ärgerte sich über seine Exzentrizität – er duldeten keinen

Spott über den orthodoxen Glauben. Auf uns höhere Schüler übte Petraschewski freilich eine unwiderstehliche Anziehungskraft aus. Er schlug auf witzige, dekadente Weise über die Stränge.

Unter jungen Leuten herrschte in jenen Vierzigerjahren eine radikale Abneigung gegen die bestehende Ordnung. Unserer Ansicht nach war sie zum Untergang verdammt. Wir ließen uns von den utopischen Träumen mitreißen, die in Westeuropa vorherrschten, und bildeten uns ein, wir seien dazu berufen, das gesamte gesellschaftliche Leben umzugestalten.

Zwanzig Jahre später, als wir uns die Hörner abgestoßen hatten und gesetzter geworden waren, konnten wir uns kaum mehr vorstellen, dass wir an jene Ideen geglaubt hatten, und wir schworen auf die Herrschaft des Zaren. Das war damals im Übrigen ein tausendmal redlicherer Monarch als der Unmensch, der Dostojewski vor das Erschießungskommando geschleppt hatte.<sup>5</sup>

Von meinen Onkeln erfuhr ich, dass ein Spion dreizehn Monate lang notiert hatte, was in der Gruppe um Petraschewski gesagt worden war. Alles, Wort für Wort, festgehalten in dicken Berichten; selbst die stumpfsinnigsten Schülerscherze und den bedeutungslosen Flirt mit undurchsichtigen Ideen; wirklich alles. Doch völlig harmlos war die Bewegung nicht. Unter den Träumern und Idealisten gab es ein paar kaltblütige Rebellen, die unter der Führung von Nikolai Speschnjew bereit waren, zur Tat zu schreiten. Zu diesen Speschnjew-Getreuen gehörte auch Dostojewski. Später räumte er indirekt ein, die Verhaftung aller vierunddreißig Mitglieder des Petraschewski-Zirkels habe die von Speschnjew geplante Verschwörung scheitern lassen. Die Ironie wollte es, dass die Befrager wenig bis nichts über den Kreis um Speschnjew und die

Konspiration herausbekamen, die meiner Meinung nach ohnehin kaum mehr darstellte als eine durch einen silbernen Ring gepustete schöne Seifenblase.

Ich kann mich täuschen. Auch sehr viel später, als er alt und berühmt war und von keinem Zaren mehr irgendetwas zu befürchten hatte, wollte Dostojewski nicht erzählen, welche Pläne die kleine Gruppe um Speschnjew geschmiedet hatte. Ich hörte ihn gelegentlich etwas von einer Druckerpresse murmeln. Dabei blieb es.

Speschnjew bezeichnete sich selbst als »Anarchisten«, »Kommunisten«, »Terroristen«. Er liebte Geheimgesellschaften und dachte sich Komplotte aus, wie andere Tanzabende organisieren. Mich hat immer der Widerspruch amüsiert, dass er, der Anarchist, der Kommunist, der Verschwörer mit einer Vorliebe für terroristische Anschläge, der reichste Großgrundbesitzer der Petersburger *beau monde* war. Von seinem früh verstorbenen Vater hatte er großartige Landsitze und ein halbes Königreich an Ländereien geerbt. Speschnjew lebte mit der komfortablen Perspektive, sein ganzes Leben lang nicht arbeiten zu müssen. Er studierte nur aus Wissensdurst. Zu den letzten Examen, die er noch abzulegen hatte, erschien er nicht mehr; Titel und Diplome brauchte er nicht. Nach dem Studium reiste er fünf Jahre lang durch Europa und kehrte mit Unmengen von Büchern und einem reichen Schatz an revolutionären Ideen nach Russland zurück.

Wenn er nicht las, flirtete er; wenige Gräfinnen und Prinzessinnen konnten seinem forschenden Blick widerstehen. Sein größter Charme lag im Schweigen. Er schwieg immer und überall, auch wenn er in unser Lyzeum kam. Doch gerade durch dieses Schweigen erregte er Aufmerksamkeit. Jeder wollte wissen, was *er* dachte.

Während der Ermittlungen verhielt Dostojewski sich untadelig. Die Gefangenen wurden von einer aus vier Generälen und einem Grafen bestehenden Kommission verhört. Dostojewski versuchte nicht, anderen die Schuld in die Schuhe zu schieben, und opferte seine eigenen Interessen, wenn er die Möglichkeit erblickte, andere in Schutz zu nehmen. Vor allem Speschnjew profitierte davon.

»Ich nahm zumindest als Trost nach Sibirien mit, dass ich mich ehrenhaft verhalten habe«, sagte er selbst später darüber. Er hielt sich im Zaum, gestand nichts und wurde deswegen härter bestraft. Er hätte zum Beispiel sagen können, dass Belinski sich sehr geringschätzig über seine zuletzt veröffentlichten Erzählungen ausgelassen hatte (»weit hergeholt, langatmig, hochtrabend, unecht«) und dass man für einen solchen Kritiker dann nicht gerade schwärmt. Aber nein, er erklärte, es sei möglicherweise tadelnswert, dass er Belinskis Brief an Gogol vorgelesen habe, dass er aber eigentlich nicht mehr getan habe, als die Aufmerksamkeit »auf ein äußerst wichtiges historisches Dokument« zu lenken. So schadete er sich selbst.

Belinskis Brief war in Salzbrunn abgeschickt und Gogols Antwort in Frankfurt verfasst worden, wodurch beide die russische Zensur umgangen hatten. Erst nach Belinskis Tod kam der Brief in Russland in Umlauf. Dostojewski hatte sich eine Kopie in der Absicht beschafft, den Brief vorzulesen (was dreimal geschah: zweimal vor der kleinen Verschwörergruppe, der er angehörte, und einmal vor der großen Petraschewski-Gruppe) und anschließend auf einer illegal erworbenen Druckerpresse zu vervielfältigen.

Einer der Generäle, die Dostojewski verhörten, versuchte ihn dadurch zum Reden zu bringen, dass er ihn mit Komplimenten überschüttete. Er sei doch der Verfasser

des hochgerühmten Buchs *Arme Leute*? Er sei doch intelligent, talentiert, unabhängig? Warum lasse er sich dann mit so einem Rüpel wie Petraschewski ein? Der schweigsame Dostojewski durchschaute ihn rasch und fiel nicht auf diesen Trick herein.<sup>6</sup>

»Was wirft man mir denn vor?«, fragte er während eines der nachfolgenden Verhöre. »Natürlich, ich habe über Politik gesprochen, über den Westen, die Zensur und so weiter. Aber wer hat in unserer heutigen Zeit nicht über diese Dinge gesprochen und nachgedacht? Welchen Sinn hat mein Studium gehabt, zu welchem Zweck hat das erworbene Wissen meine Neugier angestachelt, wenn ich nicht das Recht habe, meine Meinung zu verkünden oder mich Ansichten anzuschließen, die für sich genommen überaus respektabel sind?«

Diese Äußerungen drangen erst viel später nach außen, aber ich höre förmlich, wie er sie vorträgt: voller Leidenschaft, Passion und mit einer Schärfe in der Stimme, die einem kalte Schauer über den Rücken jagt. Ich bin mir so gut wie sicher, dass alle, die ihn verhörten, von ihm beeindruckt waren. Dostojewski ließ niemanden kalt.

Acht Monate saß er in der Peter-und-Paul-Festung. Auf die erste Verhaftungswelle in der Nacht vom zweiundzwanzigsten auf den dreiundzwanzigsten April und auf die ersten Verhöre waren weitere Festnahmen gefolgt. Zu einem bestimmten Zeitpunkt waren fast fünfzig junge Männer gefangen. Im Laufe des Sommers waren vierundzwanzig freigelassen worden, nicht aber Dostojewski.

Am sechzehnten November verurteilte der Kriegsrat fünfzehn Mitglieder des Petraschewski-Kreises zum Tode. Unter ihnen waren alle ehemaligen Schüler unseres



Lyzeums sowie Dostojewski, der damals achtundzwanzig war, gut elf Jahre älter als ich.

Das Urteil wurde dem obersten Militärgericht vorgelegt. In Petersburg ging das Gerücht, der Kriegsrat habe zwar keine überzeugenden Beweise gefunden, doch Zar Nikolaus sei entschlossen, die Sache bis zum bitteren Ende durchzuziehen. Am frühen Morgen des zweiundzwanzigsten Dezember wurden die zum Tode Verurteilten aus ihren Zellen geholt.

## *Die Exekution*

ONKEL WLADIMIR FORDERTE MICH AUF, ihn zum Exerziergelände zu begleiten. Ich zog erst meinen ungefütterten Sommermantel an, dachte dann aber an die Kälte und wechselte den Mantel gegen meine Uniformjacke<sup>7</sup> und setzte mir meinen Zweispitz auf. Einen Wintermantel besaß ich nicht, weil mein Vater das für Luxus hielt und der Ansicht war, ein Junge dürfe nicht verwöhnt, sondern müsse abgehärtet werden.

Wir nahmen eine Droschke, eine sogenannte »Kippelkiste«. Es war ein trüber Tag, ein typischer grauer Petersburger Morgen, vier bis sechs Grad, feuchtkalt. Von Zeit zu Zeit fiel etwas Schnee. Dostojewski sollte sich später erinnern, dass es »eiskalt« war, mit Sicherheit in dem Moment, als er das Totenhemd anziehen musste.

Das Exerziergelände war ein riesiges Feld, auf dem sich der Schnee mit dem Schlamm vermischt hatte. Als wir aus der Droschke stiegen, sahen wir in der Ferne eine Gruppe von Menschen, im Karree aufgestellte Soldaten sowie ein auf den ersten Blick ziemlich wackliges Gebilde, eine aus Brettern auf hohen Holzpfählen bestehende Plattform mit einer Treppe an der Vorderseite.

War das ein Schafott? Wir dachten, dass die Männer vor dem Erschießungskommando sterben sollten; doch dies hier sah aus wie ein Schafott. Wir wollten näher heran, wurden aber von Polizisten und Gendarmen daran gehindert.

Ein anderer Onkel kam auf uns zu, Onkel Alexander Manderstjern. Er erzählte stolz und mit kaum verhohle-ner Sensationslust, dass er mit seiner Kompanie Leibjäger bei der Exekution zugegen sein wolle. Als er mich bemerkte, geriet er aus der Fassung.

»Um Himmels willen, Junge, mach, dass du fort-kommst. Gott verhüte, dass der Direktor erfährt, dass du bei der Hinrichtung warst. Womöglich verdächtigt man dich noch, ein Politischer zu sein, und schickt dich vom Lyzeum.«

Nach diesem Rüffel beugte sich Onkel Alexander näher zu uns, denn er hatte eine große Neuigkeit, die er nicht für sich behalten konnte.

»Streng vertraulich«, flüsterte er, »kann ich euch mittei-len, dass die Exekution nicht stattfinden wird.«

»Nicht?«, fragte Onkel Wladimir, der vermutete, er ha-be sich verhört.

Onkel Alexander schüttelte entschieden den Kopf. Sie würden alle verschont, aber das wüssten die zum Tode Verurteilten nicht. Der Zar wolle, dass die Prozedur bis zum Ende durchgezogen werde und erst in letzter Minu-te, wenn das Kommando »Feuer!« ertöne, der Adjutant mit dem Befehl des Allerhöchsten angaloppiert käme: Stopp mit der Exekution.

Ich glaubte ihm nicht, und Onkel Wladimir genauso wenig. Das leitete ich jedenfalls aus seinem verstörten Blick ab: Eine derart grausame Inszenierung traute er dem Zaren nicht zu.

»Komm, wir gehen«, sagte er fast böse zu Manderstjern.

Meine Onkel begaben sich zu ihren Einheiten. Ich mischte mich unter die graue Menge. Die Entfernung zu den im Karree aufgestellten Mannschaften konnte ich schwer schätzen; jedenfalls stand ich ziemlich weit von ihnen entfernt. Inzwischen hatte sich das Gelände mit Neugierigen gefüllt, mit zufällig vorbeikommenden Leuten. Tag und Uhrzeit der Exekution waren geheim gehalten worden; das blutrünstige Publikum, das zu einem solchen Schauspiel strömt, als wäre es eine Jahrmarktsattraktion, konnte unmöglich im Bilde sein. Die Stimmung in der Menge war ernst. Jeder hatte Mitleid mit den »Unglücklichen«, obgleich kaum einer wusste, für welche Vergehen sie hingerichtet werden sollten.

Es sah so aus, als erlebten die Verurteilten einen kurzen Moment der Freiheit, als sie aus den kleinen Kutschen stiegen. Sie schauten hinauf zum ersten Licht über der Stadt – die Sonne war gerade aufgegangen – und sahen sich dann an. Während ihrer Gefangenschaft waren sie voneinander getrennt gewesen und hatten acht Monate lang nichts von den anderen Mitgliedern des Kreises vernommen. Es glich einem Wiedersehen: Sie liefen aufeinander zu, begrüßten, umarmten sich, bis ein General sie mit Donnerstimme zur Ordnung rief und zur Ruhe aufforderte. Diese Stimme hörte ich, doch die Gefangenen blieben wegen der großen Entfernung für mich verschwommen.

Eine andere Stimme rief die Namen der Verurteilten auf und befahl ihnen, ihren Platz in der Reihe einzunehmen, sobald ihr Name verlesen war. Es wunderte mich nicht, dass Petraschewski und Speschnjew in der Liste obenan standen; die übrigen Namen verloren sich im Wind.

Einige bestiegen die Plattform hinter einem Priester mit einem Kreuz. Kurz darauf stiegen sie die Holztreppe wieder hinunter und gingen an den im Karree aufgestellten Mannschaften und an den Einheiten meiner Onkel vorbei. Auf diese Weise mussten die Offiziere unter den Verurteilten ihrer Truppe anzeigen, dass sie zu gemeinen Soldaten degradiert worden waren. Alles zielte darauf ab, sie zu erniedrigen und ihnen Todesangst einzujagen.

Dicht vor dem Schafott wurden die Verurteilten in zwei Gruppen aufgeteilt. Wieder ertönte eine Stimme. Offenbar las ein Amtsträger jedem Verurteilten das jeweilige Urteil vor, aber er sprach schnell und verhaspelte sich oft. Trotzdem nahm die Verlesung geraume Zeit in Anspruch. Nur der letzte Satz war deutlich zu verstehen: »Der Kriegsrat hat Sie alle zum Tode durch das Erschießungskommando verurteilt, und am neunzehnten Dezember hat Seine Majestät, der Kaiser, persönlich unter das Urteil geschrieben: ›Bekräftigt.«

Dostojewski erzählte mir später, dass er sich völlig fassungslos an Sergej Durow gewandt (der am nächsten stand) und empört ausgerufen habe: »Das ist doch nicht möglich, dass wir hingerichtet werden.« Bei sich selbst habe er gemurmelt: »Es kann nicht wahr sein. *Es kann nicht sein*. Es kann nicht sein, dass ich, inmitten von all diesen Tausenden, die am Leben sind, in fünf, sechs Minuten nicht mehr existiere.«

Er glaubte es erst, als alle zum Tode Verurteilten den Befehl erhielten, ein langes weißes Totenhemd anzulegen.

Der Priester, eine Bibel in der Hand (was ich aber auch nicht richtig erkennen konnte), fragte die Verurteilten, wem er die Beichte abnehmen könne. Lediglich ein junger Mann trat vor. Später stritt man sich, wer das gewesen

war, der fromme Konstantin Timkowski oder, wie Dostojewski sich erinnerte, Peter Schaposchnikow, der einzige Nichtadlige unter den Verurteilten.

Dostojewski beichtete nicht. Obwohl er tiefgläubig war (in der Peter-und-Paul-Festung hatte er um zwei Bibeln gebeten, eine altkirchenslawische und eine französische), betrachtete er sich als völlig unschuldig an den ihm zur Last gelegten Taten und wollte Gott nicht um Vergebung für Verbrechen bitten, die er nicht begangen hatte. Allerdings küsste er das Kreuz, das der Priester ihm hinhielt, doch das taten alle Verurteilten, selbst die überzeugten Atheisten Petraschewski und Speschnjew.

Als der Priester ihm das Kreuz hinhielt, war Dostojewski überzeugt, sein Tod stehe unausweichlich bevor. »Mit dem Kreuz erlaubt man sich doch keinen Scherz!«, sagte er sich. »So weit gehen sie nicht.« Es war vorbei. Alles, was er später erleben sollte, würde im Vergleich zu diesen letzten Minuten bedeutungslos sein, dem Übergang ins ...

»Ja, wohin?«, sagte er zu mir, viele Jahre später. »Ins Unbekannte ... Ins Dunkel ...« Es war ein Martyrium, diese eine Minute, das Martyrium, auf den Tod zu warten.

Die ersten drei Verurteilten – ich hörte jemanden flüstern, es seien Petraschewski, Mombelli und Grigorjew – wurden an hohe Pfähle gefesselt. Zweien von ihnen wurde eine weiße Kapuze übergezogen, sodass sie die Gewehre nicht sehen konnten, dem Dritten aus unerklärlichen Gründen nicht. Ich war inzwischen in der Menge ein Stück weit vorgedrungen und sah seinen Bart und die aufgerissenen Augen.

Dostojewski, den ich im nächsten Moment vortreten sah, gehörte zu der zweiten Dreiergruppe. Das bedeutete, dass er zuschauen musste, wie drei seiner Kameraden erschossen wurden, bevor er selbst an der Reihe war. Ich

fragte mich, ob ich richtig sähe, dass er zitterte; mir selbst wurde sehr kalt. Ein eisiger Wind blies über das Gelände, die langen weißen Totenhemden der Verurteilten flatterten im Wind.

Das Erschießungskommando legte an. Der Kommandant hob den Säbel. Die Sonne bohrte sich durch die Wolkendecke und ließ in der Ferne eine Kirchenkuppel aufblinken. Ich erinnere mich vor allem an die Sonne, die sich einen falschen Moment auszusuchen schien, um zu scheitern.

Plötzlich entstand Verwirrung. Die drei Männer, die als Erste sterben sollten, wurden losgebunden und bekamen einen Mantel zugeworfen. Ein paar Postkutschen rollten auf das Gelände, gefolgt von den kleinen Kutschschlitten, die ich auf dem Liteiny Prospekt gesehen hatte. Ein Befehl ertönte und noch einer. Täuschte ich mich oder wurde erneut ein Urteil verlesen? Nein, uns wurde plötzlich klar, dass der Zar sich im letzten Moment tatsächlich eines anderen besonnen hatte und dass hier der von ihm unterzeichnete Gnadenerlass verlesen wurde.

Ich holte tief Luft. Mir war, als wäre ich selbst dem Tode entronnen. Gleichzeitig spürte ich, wie so etwas wie Wut in mir hochkam. Wie konnte man so mit Menschen umspringen? War das rechtens?

Das Exerziergelände leerte sich rasch. Das Volk lief auseinander, während es sich bekreuzigte und die Gnade des Zaren segnete.

Mit Dostojewski, der mein Freund wurde, habe ich in Sibirien über alles Mögliche gesprochen, jedoch nur selten über die Exekution, deren Zeuge ich gewesen war. Er wollte nicht an die furchtbaren Minuten erinnert werden, die er dort durchgestanden hatte. Später sollte er in *Der*

*Idiot* darüber schreiben, wenngleich noch nicht einmal eineinhalb Seiten lang, aber es kostete ihn größte Mühe, darüber zu sprechen.

Einmal sagte er mir in wenigen Sätzen, dass er sich, weil er über die bevorstehende Begnadigung nicht einmal das leiseste Gerücht mitbekommen hatte, ganz auf den Tod vorbereitet hatte. Während er darauf wartete, an den Pfahl gebunden zu werden, auf die drei Männer blickte, die ihm vorangehen sollten, und das verhängnisvolle Kommando »Feuer!« erwartete, schien ihm die Zeit endlos, und er nahm in Gedanken aus tiefstem Herzen Abschied von seinen Liebsten. Bilder aus seinem Leben schossen wie Blitze an seinem inneren Auge vorbei.<sup>8</sup>

Von dem Sonnenlicht, das er, wie er es in *Der Idiot* beschreibt, in der letzten Minute auf die vergoldete Kuppel der Kathedrale der heiligen Jungfrau scheinen sah, erzählte er mir nichts, und auch nicht, dass er ununterbrochen auf diese Kuppel starrte und auf die Strahlen, die sie reflektierte, Strahlen, in denen er die neue Natur zu sehen meinte, mit der er in wenigen Minuten verschmelzen würde ...

Ich eilte nach Hause.

Den Schrecken noch im Leibe und eingedenk der Worte meines Onkels, habe ich jahrelang über das Gesehene geschwiegen und niemandem, nicht einmal meinen besten Freunden am Lyzeum und ebenso wenig meinem Vater und meiner Mutter, von der schaurigen Inszenierung erzählt, die sich vor meinen Augen auf dem Semjonowski-Exerziergelände abgespielt hatte. In den Tagen von Zar Nikolaus Pawlowitsch hätte allein das schon Einfluss auf meine weitere Zukunft haben können. Unglaublich, aber wahr; so war es zu jener Zeit.



## *Zwangsarbeiter zweiter Kategorie*

ES MUSS EIN MARTYRIUM GEWESEN SEIN, dem Tod so in die Augen zu blicken. Eine Reise in die tiefste Finsternis, aus der man nicht unversehrt zurückkehrt. Nikolai Grigorjew, der zu der ersten Gruppe gehörte, die vortreten musste, verlor den Verstand, als er an den Pfahl gebunden wurde. Auslöser war die achtmonatige Gefangenschaft, die ihm mehrere Nervenzusammenbrüche beschert hatte. Er ertrug die Einsamkeit in der Zelle nicht, die Langeweile und das manchmal wochenlange Warten auf ein neues Verhör. Die Scheinexekution bewirkte den Rest und stürzte ihn in einen Zustand der Verwirrung, aus dem er nie wieder auftauchen sollte. Er starb jung und geistig umnachtet.

Fast alle Mitglieder des Petraschewski-Zirkels, die sich ihr Todesurteil hatten anhören müssen, starben jung, ausgenommen Dostojewski, weil er sich, wie ich mir so gut wie sicher bin, seine Ängste und Erfahrungen von der Seele schreiben konnte. Dazu war er allerdings nicht gleich imstande; ich musste ihn fünf Jahre später ermutigen, sich nicht länger in süßliche oder bäuerliche Geschichten zu flüchten, sondern sein eigenes Schicksal als Ausgangspunkt zu nehmen.

Petraschewski wurde am härtesten verurteilt: zu Verbannung und lebenslanger Zwangsarbeit in den sibirischen Bergwerken. Zar Nikolaus weigerte sich, das Urteil zu mildern, doch sein Nachfolger, Alexander II., entließ ihn nach acht Jahren in die Freiheit. Die Strafe hatte, so zeigte sich, keinerlei Einfluss auf seine Überzeugung und seine provozierende Persönlichkeit gehabt. Petraschewski ließ sich in Irkutsk nieder, gründete eine Tageszeitung, geriet keine zwei Monate später mit den örtlichen Behörden aneinander, weil er in einem beißend sarkastischen Artikel ihren Machtmissbrauch angeprangert hatte, und wurde zum zweiten Mal verbannt. Sechs Jahre später starb er im Bezirk Minusinsk.

Auch Speschnjew hatte viel zu ertragen: Zwangsarbeit in den Bergwerken; das hieß Zwangsarbeiter erster Kategorie. Schon bald wurde er in die Kanonen- und Munitionsfabrik in Nertschinsk verlegt, was er als Verbesserung empfand, da er so dicht an den Schmelzöfen nicht mehr frieren musste. Als Speschnjew 1856 unter die Amnestiegesetze des neuen Zaren fiel und freigelassen wurde, tat er fast dasselbe wie Petraschewski und gründete in Irkutsk eine Zeitschrift, die schon bald als radikal und äußerst kritisch galt. Doch er stellte es klüger an und suchte sich als Erstes einen ihm wohlgesinnten Beschützer.

Dostojewski wurde zu acht Jahren Zwangsarbeit zweiter Kategorie verurteilt (nicht in den Bergwerken, sondern in einer Festung oder einem Gefangenenlager) wegen Beteiligung an verbrecherischen Plänen, der Verlesung des Belinski-Briefs, der dem Urteil zufolge voller impertinenter Formulierungen gegen die rechtgläubige Kirche und die höchste Gewalt war. Gleichzeitig wurde er wegen des Versuchs verurteilt, regierungsfeindliche Schriften unter

Benutzung einer Hausdruckerei zu verbreiten – was juristisch fragwürdig war: Die jungen Männer hatten nicht einmal eine Druckerpresse aufreiben können. Zar Nikolaus halbierte die Strafe und verfügte, dass Dostojewski nach vier Jahren Zwangsarbeit gemeiner Soldat werden sollte, ohne Angabe dazu, für wie lange.

Im endgültigen Urteil erblickte Dostojewski eine wohlwollende Geste des Zaren, in der, wie er meinte, Seine Majestät sein jungliches Alter und sein literarisches Talent berücksichtigt habe. Doch der mit ihm verurteilte und wesentlich ältere Sergej Durow erhielt die gleiche Strafmilderung.

Dabei war die Strafe alles andere als mild. Ich denke, Dostojewski konnte sich noch nicht recht vorstellen, was vier Jahre Zwangsarbeit bedeuteten. Wusste er, dass er Tag und Nacht gekettet sein würde? Dass zwischen seinen Füßen immer eine schwere Kette hängen würde, die ihn daran hinderte, normale Schritte zu tun? Wusste er, dass er vier Jahre lang den Grimm der Schwerstverbrecher würde ertragen müssen? Ganz zu schweigen von der Kälte, der Unterbringung in den denkbar schmutzigsten Baracken, der Schwere der Arbeit und der allerschlimmsten Strafe Sibiriens: den Mücken im Sommer. Aber das war natürlich nichts im Vergleich zum Tod durch die Kugel.

Dostojewski soll in den Stunden nach der Scheinexekution ausgerufen haben: »Das Leben ist ein Geschenk, das Leben ist Glück, jede Minute des Lebens kann eine Ewigkeit an Glück sein.« Wäre Zar Nikolaus an jenem Morgen vor ihm erschienen, er hätte ihm auf Knien gedankt. Er befand sich nicht nur in einer Euphorie, sondern vergab Seiner Majestät wirklich alles. Dieses große, fast unvorstellbare Maß an Versöhnungsbereitschaft sollte ihn nie mehr verlassen.

Am vierundzwanzigsten Dezember erhielt Michail Dostojewski die Nachricht, er könne sich von seinem Bruder verabschieden. Michail eilte in die Peter-und-Paul-Festung und weinte, Fjodor hingegen war völlig ruhig und sagte: »Hör doch auf, Bruder, du kennst mich, ich bin nicht auf dem Weg in mein Grab, du gehst nicht neben meinem Sarg her – und es gibt keine wilden Tiere in der sibirischen *katorga*<sup>9</sup>, sondern Menschen, vielleicht bessere als mich, vielleicht schlechtere ...«

Am selben Tag noch wurde Dostojewski nach Sibirien abtransportiert. Unter Bewachung eines Gendarmen verließ er am Heiligen Abend Petersburg.

Die gesamte Strecke wurde in einem Schlitten zurückgelegt. Zwei Wochen später traf er im Gefangenenlager in Tobolsk ein; vier Wochen später erreichte er Omsk.

## *Schlafen auf dem Billardtisch*

AUCH MICH VERSCHLUG ES einige Jahre später nach Sibirien. Mit einem großen Unterschied: Ich reiste freiwillig in den Osten und entschied mich aus purer Neugier für ein Leben in jener noch kaum entdeckten Welt.

Im Mai 1853 traten die Schüler des Abiturjahrgangs XIX den Dienst an. Diesem Jahrgang gehörte auch ich an. Es klingt etwas förmlich, doch so war das Russische Reich aufgebaut: Wir Lyzeumsabsolventen wurden für ein Amt in einem Ministerium oder an einer Botschaft ausgebildet.

Auf Wunsch meines Vaters begann ich im Justizministerium. Wenn es mich irgendwo nicht hinzog, dann dorthin. Ich war gerade zwanzig geworden. Von meinen achtundzwanzig Klassenkameraden war ich der Einzige, der in den Justizdienst eintrat. Eine Schande war das nicht gerade, aber viel fehlte nicht dazu. Auf dem Lyzeum betrachteten wir dieses Ministerium als Domäne der Rechtsgelehrten und Schlafmützen mit einer wahren Berufung zum Beamten.

Zu meiner Zeit stand der traditionelle Lyzeumskorpsgeist noch in voller Blüte. Ehemalige Schüler auf hohen

Posten stellten Kameraden nach deren Studium ein und verweigerten ihnen nie eine Bestallung in ihrem Ressort. So hielten wir alle die Fahne des Kaiserlichen Lyzeums hoch. Kameradschaft und Solidarität waren in Ehrenhändeln selten nötig – aus der Literatur gewinnt man manchmal einen anderen Eindruck, aber Duelle waren nicht an der Tagesordnung. Korruption dagegen blühte und gedieh bestens, wurde von uns allerdings verachtet. Von Karrierismus, der heutzutage wie eine ansteckende Krankheit unter der Jugend floriert, hatten wir keine Ahnung. Selbstverständlich hatte die Protektion durch hochgestellte Personen und diverse Gönner ihre Vorteile, doch unter uns war kaum einer, der sich darauf verließ. Wir waren vielmehr Idealisten, fantasierten vom Nutzen für das Vaterland, von Selbstaufopferung. An die Jagd nach Rängen, Orden, Auszeichnungen – heute en vogue bei der Jugend – dachte damals keiner.

Zu Beginn der Fünfzigerjahre begannen wir uns für Ostsibirien zu interessieren. Von Kameraden in Irkutsk erfuhren wir, dass im Fernen Osten bedeutsame Ereignisse vorbereitet würden. Mehr noch zog uns die beliebte und gewinnende Persönlichkeit des obersten Machthabers an: Generalgouverneur Nikolai Murawjow, der spätere Graf Amurski. Er verstand es, eine Vielzahl gut ausgebildeter junger Leute zusammenzutrommeln. Murawjow-Amurski gründete Wladiwostok und leitete von 1859 bis 1862 die Expedition, die den Fluss Amur kartierte. Als Assistenten stellte er einen ehemaligen Schüler unseres Lyzeums und guten Bekannten von Dostojewski ein: Nikolai Speschnjew. Jawohl, den ehemaligen »Terroristen«, den Dostojewski so ungeheuer faszinierend fand. Nachdem er sich als Pamphletist und Rebell hervorgetan hatte, wandelte er sich zum Entdeckungsreisenden im

Dienste eines Gouverneurs, der für den Zaren auf friedliche Weise ein halbes Reich zusammenbrachte – so können sich die Dinge ändern.

In Westsibirien waren die Dinge aufgrund der farb- und schwunglosen Persönlichkeit von Generalgouverneur Gasfort etwas schwieriger. Dennoch zogen vier meiner Klassenkameraden, darunter Marquis Nikolai de Traverse und Baron Alexander Stackelberg, dorthin, um, wie wir es damals auszudrücken pflegten, »die Region voranzubringen«. Nachdem ich ein Jahr im Justizministerium Dienst getan hatte, folgte ich 1854 ihrem Beispiel.

Ich entschied mich für einen Posten im ausgestorbenen und entlegensten Grenzgebiet Südwestsibiriens, nahe der Grenze des Ilijski-Gouvernements, des damaligen Chinas und Gebiet der ehemaligen Khanate Kokand und Taschkent. Der Bezirk Semipalatinsk, bestehend aus den südwestlichen Teilen des Bezirks Altai und den südöstlichen der kirgisischen Steppen, war zu diesem Zeitpunkt gerade erst eingerichtet worden. Das Exekutivamt eines Bezirksstaatsanwalts trug die Bezeichnung »Prokurator für Staats- und Strafangelegenheiten«, und das war ich.

Prokurator für Staats- und Strafangelegenheiten! Mein Gott, ich war gerade einundzwanzig geworden. Keinerlei Lebenserfahrung, keinerlei Sachkenntnis! Ein Grünschnabel! Ein Schafskopf! Nichts gelernt im Justizministerium, niemand hatte sich dort um meine praktische Ausbildung gekümmert. Meine Funktion hatte sich darauf beschränkt, absurde Papiere zu kopieren und die allereinfachsten Schriftsätze zu verfassen. Alle ernsthaften und schwierigeren Arbeiten wurden von erfahrenen Bürovorstehern erledigt. Ich reiste zu meinem neuen Posten

mit null Erfahrung und einem Minimum an strafrechtlichem Wissen.

Meine Leidenschaft galt den Naturwissenschaften und in gleichem Maße dem Reisen und der Jagd. Meine Helden waren Naturforscher und Entdeckungsreisende. Von fernen Ländern verlangte ich vor allem, dass sie noch schemenhaft und unbekannt waren. Über Sibirien wusste niemand etwas in jener Zeit; selbst gebildete Leute charakterisierten es als ein Land mit nahezu ewigem Schnee und als irdisches Tränental. Wegen der Verbannungsorte wurde es »die Strafkolonie« genannt, und jeder, der dorthin reiste, galt als so gut wie verloren. Ich dachte damals anders darüber und hatte vielleicht etwas zu viel Selbstvertrauen. Natürlich mussten in Sibirien Menschen, die an der Gesellschaft gescheitert waren, Zwangsarbeit leisten; natürlich waren das Säufer, korrupte Leute, unfähige Tagediebe, Abenteurer, Zwangsarbeiter; natürlich gab es dort nichts als Wildnis, doch ich ließ mich nicht von vornherein abschrecken, sondern wollte alles mit eigenen Augen sehen und alles selbst entdecken.

Auf dem Weg zu meinem Standort machte ich in Omsk Station. Das einzige Hotel der Stadt war überfüllt. Der Wirt bot mir anstatt eines Bettes den Billardtisch an. Ich benutzte ein Häufchen Kleider als Kopfkissen und schlief rasch ein. Kurz nach Mitternacht weckte mich eine betrunkene Gesellschaft. Sie drängte sich um den Billardtisch und betrachtete mich wie einen frisch erlegten Bären.

»Prost, prost«, riefen die Männer.

Mir blieb kaum etwas anderes übrig als mitzutrinken. Meine erste Begegnung mit Sibirien hatte ich mir anders vorgestellt, doch die Männer hatten schöne Geschichten



parat, und nachdem ich zwei Runden ausgegeben hatte, holten sie mir eine Decke, sodass ich es für den Rest der Nacht schön warm hatte.

## *Abschied von meiner Mutter*

ICH BRACH IN JENE GEBIETE AUF, wie ich später zum Balkan oder nach Japan aufbrechen sollte: ohne Kenntnis dessen, wohin ich mich wagte, aber angestachelt von Neugier. Es stimmte mich traurig, Sankt Petersburg zu verlassen, und andererseits auch wieder nicht: Vorläufig brauchte ich nicht auf unser Gut zurückzukehren. Die Leere, die meine Mutter hinterlassen hatte, war für mich schwer zu ertragen, und ich mied lieber die Wege, auf denen wir gemeinsam spaziert waren.

1851 war sie plötzlich gestorben, erst vierundvierzig Jahre alt. Ich hatte eine enge Beziehung zu ihr. Alle guten Erinnerungen aus meiner Kindheit und Jugend waren auf die eine oder andere Weise mit ihr verbunden. Nicht, dass ich ein schwächlicher, kränklicher Junge gewesen wäre, der ihre Fürsorge und Zuwendung einforderte: Bereits als ich fünf war, rief meine Mutter fröhlich aus, dass ich viel zu schwer sei, als dass sie mich noch auf den Schoß nehmen könne. Durch meine Größe und athletische Figur war ich eher der Augapfel meines Vaters. Aber ich vertrug mich schlecht mit ihm.

Meinem Vater steckte das Militärische im Blut. Ob-

wohl in Riga geboren, lutheranisch getauft und in Reval zur Schule gegangen, war er ein echter Russe.<sup>10</sup> Als Grenadieroffizier hatte er während des Dekabristenaufstands mit seinem Regiment vor dem Winterpalast gestanden, bereit, ihn zu erstürmen, doch Zar Nikolaus war zu ihm getreten und hatte ihn gefragt, ob er auch »zu dieser Bande« gehöre. Aus einer plötzlichen Eingebung heraus hatte er »Es lebe der Zar« gerufen. Dieser Impuls hatte ihn vor lebenslanger Verbannung nach Sibirien bewahrt. Mein Vater *musste* dem Zaren treu bleiben, verpflichtet durch den Eid, der er bei seiner Vereidigung als Offizier abgelegt hatte. Ein Gelöbnis brach man nicht – so einfach war das für ihn.

Während der Herrschaft von Zar Nikolaus kämpfte er in drei Kriegen: dem Russisch-Türkischen von 1828–1829, dem Feldzug gegen Polen 1830 und bei der Erstürmung Warschaus 1831. An der Grenze zur Türkei wurde er schwer verwundet, in Polen erlitt er leichtere Verwundungen, die es ihm allerdings unmöglich machten, lange zu Pferde zu sitzen. Er versuchte es noch eine Weile, musste aber 1833 einsehen, dass er den Anforderungen körperlich nicht mehr gewachsen war. Seine Entlassung aus dem Militärdienst war ehrenvoll, doch mit dreißig fühlt sich das nicht so an. Ihm fehlte die Ordnung, die Zucht und der sklavische Gehorsam seiner Untergebenen, ihm fehlte die straffe Organisation des militärischen Lebens.

Enttäuscht zog er sich auf das Gut zurück – damals noch Verino, das Gut meiner Mutter – und leitete von seinem Studierzimmer aus die Geschäfte. Er gründete ein paar Fabriken im Ural, kaufte eine Goldmine in Sibirien, ließ den Hafen von Kronstadt vertiefen. Diese Investitionen brachten ihm enorme Gewinne ein. Von dem Geld kaufte er die weit größeren Güter Terpilitsy, Torosowo,

Lopets sowie ein weiteres in der Nähe von Nowgorod. Alles, was er anpackte, war erfolgreich, doch es verschaffte ihm keine Befriedigung. Zu seinen Leibeigenen sprach er wie zu seinen Soldaten und von seinen Kindern verlangte er völlige Unterwerfung.

Ein aus dem aktiven Dienst ausgeschiedener Oberst ist unangenehmer als ein diensttuender Oberst: Ich sollte in seine Fußstapfen treten. Als ich sieben war, schickte er mich auf die Kadettenanstalt für Minderjährige. Drei Jahre blieb ich an dieser Schule in Zarskoje Selo. Wir wurden von alten Gardeoffizieren gedrillt und mussten den ganzen Sommer in einem Zeltlager verbringen. Körperliche Strafen waren gang und gäbe; jeden Morgen mussten wir nach dem Appell und dem Gebet zuschauen, wie ungehorsame Schüler mit der Rute gezüchtigt wurden. Zar Nikolaus hielt große Stücke auf diese Form der Erziehung; er besuchte unsere Schule wöchentlich und sprach uns mit »Meine künftigen Generäle« an. Wir waren zwischen sieben und zwölf Jahre alt.

Ich entwickelte durch die Schläge, den Drill und das Hungern – zwei bis drei Tage ohne Essen, um uns für lange Feldschlachten abzuhärten – eine furchtbare Abneigung gegen alles Militärische. Mein Herz gehörte der Wissenschaft. Ich sah mich als Biologen oder Geografen. Mein Vater kam mir insofern entgegen, als ich zwei Jahre lang in Petersburg täglich Unterricht in den Naturwissenschaften nehmen durfte, aber ich hatte kein Glück mit meinem Lehrer: Der trank sich alle zwei Wochen ins Delirium, misshandelte seine Frau und schlug mich genauso hart. Wenn er einen ganzen Tag in der Stadt zechen wollte, schloss er sowohl seine Frau als auch mich in seinem Haus ein. Ich las dann von morgens früh bis zum Abend und studierte seine Mineraliensammlung, während seine

Frau in einem fort weinte. Eines Tages trieb er es so bunt, dass er von der Polizei aufgegriffen und ins Gefängnis geworfen wurde. Dabei kam auch ans Tageslicht, dass ich von ihm geschlagen worden und mit Blutergüssen übersät war.

Von meinem zwölften Lebensjahr an erhielt ich Privatunterricht von einem Lehrer, der schon viele Jungen auf das Kaiserliche Lyzeum vorbereitet hatte, an dem er selbst Altrussisch gab. Mit vierzehn wurde ich in diesem Lyzeum aufgenommen. In jener Zeit verbrachte ich wieder alle Sommer auf unserem Gut.

An Verino, das Gut meiner Mutter, auf dem ich geboren wurde, habe ich nicht mehr viele Erinnerungen, aber das Gut Terpilitsy, das mein Vater um meinen sechsten Geburtstag herum kaufte, war mit seinen Teichen, Bächen und Seen ein Paradies auf Erden. Das Haus in Verino war aus Stein, das in Terpilitsy aus Holz. Die Fußböden knarrten; alles roch nach Holz. Verino und Terpilitsy lagen nicht weit auseinander an der Straße von Petersburg nach Narva, einige Wegstunden vom Finnischen Meerbusen entfernt, inmitten uralter Wälder. Die Zufahrt zum Gutshaus in Terpilitsy war bestimmt einen Werst lang. Auf beiden Seiten standen Linden. Bevor ich richtig lesen und schreiben konnte, kannte ich die Namen der Pflanzen und Bäume im Park und galoppierte auf dem Rücken eines Ponys über die weiten Rasenflächen. Ich brauche die Augen nur kurz zuzukneifen, um die Eichen zu sehen, die hellgrünen Lärchen, die Tannen und den mannshohen Bärenklau – so schön weiß blühend im Sommer.

Mit meiner Mutter und meiner Schwester Vera machte ich lange Spaziergänge durch die Wälder. Vera hatte mehr von einem Jungen als von einem Mädchen, sie war ein

Jahr älter als ich und wollte wie ich lange, weite Reisen unternehmen, um die ganze Welt. Ihre Liebe zur Natur war mindestens genauso groß wie meine. Dieses Interesse wurde von meiner Mutter noch weiter angestachelt: Sie fand es großartig, dass Vera und ich nie genug von einem Spaziergang bekamen, und nannte uns lachend »meine beiden strammen Jungs«. Wir ließen uns immer von Peter begleiten, einem Leibeigenen, der ausnehmend gut zeichnen und skizzieren konnte. Er war von allen anderen Arbeiten freigestellt und füllte seine Tage mit dem Zeichnen und Aquarellieren von Bäumen, Pflanzen, Blumen, Füchsen, Hirschen, eigentlich von allem, dem wir bei unseren Spaziergängen begegneten. Durch ihn betrachteten wir die Natur mit offeneren Augen: Er hatte einen Blick für das bemerkenswerte Detail und die spezielle Farbe, die einen Schmetterling oder einen Vogel zu etwas Besonderem machten.

In unserer frühesten Kindheit erhielten Vera und ich Privatunterricht von einer französischen und einer deutschen Gouvernante und vom sechsten Lebensjahr an von einem Hauslehrer. Am meisten lernten wir aber von unserer Mutter.

In meiner Erinnerung war sie jedes zweite Jahr schwanger. Nach mir sollten noch drei Jungen und zwei Mädchen folgen. Hochschwanger lag sie in einem ihrer Räume auf einem Sofa mit bunten Seidentüchern und erzählte Vera und mir ein Märchen nach dem anderen. Auf Russisch, nie auf Deutsch. Ihr Mädchenname lautete Dorothea Rausch von Traubenberg, aber Darja, wie sie gerufen wurde, hatte wenig Affinität zu ihrem deutschbaltischen Hintergrund. Sie war eine Großnichte von Alexander Puschkin, und natürlich war das etwas, auf das man viel stolzer sein konnte. Ihre Großmutter war eine Schwester

von Puschkins Großvater. Die Liebe meiner Mutter zur russischen Sprache war genauso groß wie die ihres Verwandten.

Ihre Herkunft hatte für uns Kinder einen magischen Glanz. Sowohl meine Mutter als auch Puschkin stammten von Abraham Petrowitsch Hannibal ab, dem Sklavenskind aus Afrika, das Peter der Große als Patensohn angenommen und in den Adelsstand erhoben hatte. Auch von Hannibal konnte meine Mutter stundenlang erzählen und immer mit einem Lachen. Als Puschkin erwog, *Der Mohr Peters des Großen* zu schreiben, kam er auf unser Gut, um Darja über ihren Urgroßvater auszufragen. Danach reiste er auf sein Gut Michailowskoje in der benachbarten Provinz Pskow, wo er die ersten zehn Kapitel zu Papier brachte. Puschkin schloss den Roman nie ab, doch was er schrieb, kam der Wahrheit nahe, so jedenfalls die Meinung meiner Mutter.

Hannibal stammte aus Äthiopien, aus dem Grenzgebiet zum Sudan."Meine Mutter konnte erzählen, als wäre sie dabei gewesen, wie er mit sieben Jahren von Sklavenhändlern entführt und nach Konstantinopel gebracht worden war, wo sich der russische Gesandte seiner erbarmte. Ich sah mir währenddessen sein Porträt an, das im Empfangszimmer meiner Mutter hing. Von dem Gemälde blickte ich dann wieder zu ihr und von ihr erneut zu dem Gemälde, um nach Ähnlichkeiten zu forschen.

Meine Mutter hatte haselnussbraune Augen, volle Lippen, eine kräftige Nase, einen markanten Unterkiefer und auffallend dunkles, in der Mitte gescheiteltes Haar. Ja, ich fand sie dunkel, sehr dunkel. Ich täuschte mich nicht. Ungefähr zur selben Zeit, so um 1840, porträtierte der Maler Sokolow meine Mutter. Ihr Konterfei deckt sich vollkommen mit meiner Erinnerung. Es zeigt zugleich, wie äh-

lich ich ihr sehe. Die gleichen Lippen, die gleiche Nase, die gleichen dunklen Augen, das gleiche dunkle Haar.

Später, in der letzten Klasse am Lyzeum, nannten die Kameraden mich spottend *karasakal*, »Schwarzbart«, was im Übrigen freundlicher klang als »le Singe«, mit dem Puschkin leben musste. Er konnte darüber lachen, und ich auch. Wir glaubten beide, dass wir unser stets gut gelauntes, heiteres Wesen unserem Vorfahren Hannibal zu verdanken hatten.

Meine Mutter erzählte am liebsten von Hannibals Zeit in Paris, vielleicht weil sie selbst nie dort gewesen war und sich gern laut ausmalte, wie es in der französischen Hauptstadt zuging. Peter der Große nahm Hannibal mit auf seine Reise nach Frankreich, und Hannibal bat den Zaren inständig, dort bleiben und studieren zu dürfen. Er wurde von Voltaire unterrichtet, begegnete Diderot und freundete sich mit ihm an. Beide Philosophen wurden von ihren Kollegen verspottet: Sie unterrichteten einen Affen und versuchten, einen Schimpansen das Denken zu lehren! Voltaire zuckte nur mit den Achseln und nannte Hannibal den »Dunklen Stern der Aufklärung«.

Ich höre noch, wie meine Mutter es mit ihrer sanften, melodiosen Stimme auf Französisch sagt: »l'étoile noire des Lumières ...« Ich nannte sie immer Mama Darja, nur des Klangs wegen. Ich habe diese a's in ihrem Namen immer geliebt, besonders das kurze, kräftige a am Anfang: Darja. Im »a« verbirgt sich Staunen, und alles an ihr erstaunte mich.

Mama Darja brachte mir alles über Pflanzen, Blumen, Pilze bei, über Bienen, Ameisen, Schmetterlinge, die religiöse Unterweisung aber überließ sie der *njanja*. Warum, blieb mir ein Rätsel, möglicherweise wollte sie mich mit dem bäuerlichen Glauben und Aberglauben vertraut ma-



chen. Das Kindermädchen, das auf allen Familienporträts vertreten ist, meist neben den beiden unverheirateten Schwestern meines Vaters, die ebenfalls auf dem Gut lebten, war theologisch nicht sehr bewandert. Wenn ich sie fragte, wie ich mir Gott vorzustellen hätte, sagte sie: »Gott ist wie der Zar, mit dem Unterschied, dass der eine im Himmel und der andere auf der Erde wohnt.« Und wenn ich sie fragte, ob Gott barmherzig sei, sagte sie: »Nein, genauso wenig wie der Zar.«

Später verstand ich das besser. Meine Mutter gehörte zu der ersten Generation Rausch von Traubenberg, die orthodox getauft worden war. Viele deutschbaltische Barone aus Kurland, Livland oder Estland ließen sich in Sankt Petersburg nieder, um dem Zaren zu dienen. Manche blieben katholisch oder evangelisch, andere traten zur russisch-orthodoxen Kirche über, um sich schneller zu assimilieren. Meine Familie väterlicherseits gehörte zur ersten Gruppe, die Familie meiner Mutter zur zweiten. Doch viel konnte meine liebe Mama Darja von der orthodoxen Liturgie und den orthodoxen Gebräuchen nicht gewusst haben. Sie hoffte, dass Njanja uns schneller und besser einführen würde. Jedenfalls war es sehr russisch, was sie uns lehrte: Gott hat immer recht, und Glauben besteht aus Aberglauben.

Nachdem ich ins Lyzeum aufgenommen worden war, durfte ich im Sommer lediglich für einen Monat nach Terpilitsy kommen und im Winter, über Weihnachten, für drei Wochen. Darüber war ich mit fünfzehn, sechzehn Jahren so böse, dass ich mich manchmal weigerte, Petersburg zu verlassen. Meine Mutter hat sicherlich darunter gelitten.

Auch im Sommer 1851 war ich nicht auf Terpilitsy. Plötzlich erkrankte sie ernsthaft. Mein Vater, der sie sehr

liebte, dachte, ein paar Wochen Kur in Dresden könnten sie heilen. Er bestellte eine *dormeuse*, eine von sechs Pferden gezogene Kutsche mit einem Bett, und begleitete sie in die sächsische Hauptstadt. Als das Fahrzeug Terpilitsy verließ, standen meine drei Brüder und drei Schwestern auf der Freitreppe des Gutshauses, unter den wachsamen Blicken von Njanja. Die jüngsten Kinder waren zu klein, um die Tragweite zu verstehen, und winkten den Eltern lachend nach. Meine Mutter rief Njanja zu sich, küsste die Hände des Kindermädchens und konnte nur noch hervorbringen: »Behüte sie ...« Zwei Wochen später starb sie in Dresden.

Mein Vater war untröstlich. Er murmelte in einem fort: »Ich werde ihr treu bleiben bis in den Tod.«

Ein Sohn sucht stets einen Grund, seinen Vater zu lieben. Als ich den Kummer meines Vaters sah, verzieh ich ihm alles. Er hatte eine harte militärische Außenseite, war innerlich jedoch ein viel liebenswerterer Mensch, auch wenn er das selten zeigte.

Njanja übernahm gemeinsam mit meiner Schwester Vera<sup>12</sup> die Erziehung der Kinder, meiner Brüder Michail, George<sup>13</sup>, Nikolai sowie meiner Schwestern Anastasia und Dorothea. Mein Vater blieb bei seinem Beschluss, sich niemals wieder zu verheiraten.

Ich erfuhr von Vera, dass Mutter kurz vor der Abreise nach Dresden zu ihr gesagt hatte: »Gib Sascha das Seidentuch mit den Blumen, das auf dem Sofa in meinem Empfangszimmer liegt.« So nannte meine Mutter mich immer: Sascha. Nie Alexander, immer Sascha.<sup>14</sup> Ich nahm das Seidentuch mit nach Sibirien.

Bevor ich nach Semipalatinsk aufbrach, bat Michail Dostojewski mich, zu ihm zu kommen. Er erzählte mir, dass

sein Bruder seine Zwangsarbeit in Omsk hinter sich gebracht habe und ins Bataillon Nr. 7 in Semipalatinsk verlegt worden sei, als Soldat auf unbestimmte Zeit. Auch das war Teil seiner Strafe: gezwungenermaßen Soldat ohne Kündigungsmöglichkeit und ohne Sold.

Michail, ein ruhiger, liebenswürdiger und ein wenig weltfremder Mann mit lockigem Haar und einer kleinen Metallbrille auf der Nase, erzählte mir, dass der Kontakt zu seinem Bruder minimal gewesen sei. In den vier Jahren von dessen Zwangsarbeit habe er lediglich zwei Briefe von Fjodor erhalten, einen mit der Post und einen aus der Hand eines Reisenden. Er habe nicht geantwortet, weil er annahm, es sei verboten, mit politischen Gefangenen zu korrespondieren.

Eine Woche nach seiner Entlassung aus dem Straflager hatte Fjodor ihm einen ausführlichen Brief geschrieben. Michail hatte ihn sofort beantwortet, befürchtete aber, die Zensur könnte ihn beschlagnahmen. Er bat mich, den Brief mitzunehmen sowie einige Briefe von Familienangehörigen.

Fjodor hatte um bestimmte Bücher gebeten. Der Stapel lag bereit, Michail bat mich, ihn seinem Bruder zu übergeben. Des Weiteren gab er mir Unterwäsche mit, fünfzig Rubel und einen Brief des Dichters Apollon Maikow.

»Ich vergesse das Wichtigste«, sagte er, bevor ich ging. »Würden Sie meinem Bruder bitte vor allem meine Liebe und Zuneigung übermitteln?«